

**Leseprobe aus:**



ISBN: 978-3-498-00716-4

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

In einer kleinen Gemeinde an der Westküste Irlands wird 1973 ein Baby am Strand gefunden. Ambrose, der Fischer, und seine Frau Christine adoptieren den Jungen, der fortan den Namen Brendan Bonnar trägt. Alle sind fasziniert von diesem Kind, dessen Herkunft ein Rätsel ist, und Brendan, der für viele ein Rätsel bleibt, gibt dem vom Sturm der Zeitläufe gebeutelten Stadt die Hoffnung auf ein gutes Leben zurück. Zwanzig Jahre folgen wir dem Leben der Familie, das geprägt ist von Fürsorge und Schweigen, von der Rivalität der Brüder, von finanziellen Sorgen, aber auch dem Glück, von einer Gemeinschaft getragen zu werden.

**Bewegend und kraftvoll erzählt Garrett Carr die Geschichte eines Jungen, der versucht, seinen Platz in der Welt zu finden, und die einer Familie und Dorfgemeinschaft, die gemeinsam den Widrigkeiten des Lebens trotzen. Eine Lektüre, die Hoffnung macht.**

Garrett Carr

# **Der Junge aus dem Meer**

Roman

Aus dem Englischen von Kathrin Razum

Rowohlt Hundert Augen

*Für meine Söhne*

Die Originalausgabe erschien 2025 unter dem Titel «The Boy from the Sea» bei Picador, Pan Macmillan, London.

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Kirchenallee 19, 20099

Hamburg, Mai 2025

Copyright © 2025 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

«The Boy from the Sea» Copyright © 2025 by Garrett Carr

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im

Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Satz aus der Kepler Std bei CPI books GmbH, Leck

Druck und Bindung GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-498-00716-4

## 1.

5

Wir waren ein zäher Menschenschlag, geformt vom Leben mit dem Atlantik. Ein paar Tausend Männer, Frauen und Kinder, die sich an die Küste klammerten und versuchten, trocken zu bleiben. Unsere Stadt war nicht einfach nur eine Stadt, sie war eine Notwendigkeit und ein Schicksal. Wir wussten, dass es angenehmere, gnädigere Orte gab, wir sahen sie im Fernsehen, aber im Vergleich wirkten sie zahm. Jeden Abend kreisten Seemöwen über zurückkehrenden Fischkuttern, und die Sonne versank feurig orange im Meer und gab uns eine Ahnung von unserem Platz auf dem Erdball. Wir mochten dieses Gefühl, wir genossen es, aber wir redeten nicht groß darüber. Der Wind vom Atlantik hatte uns so lange die Worte von den Lippen gerissen, bis wir lernten, ohne sie auszukommen. Unsere Stadt lag spektakulär, aber sie war kein Postkartenmotiv, und wir konzentrierten uns auf die praktischen Erfordernisse. Manche Leute hätte die Gegenwart des Meers vielleicht mit Spiritualität erfüllt, doch nicht uns. Wir neigten nicht zur Spiritualität, und wenn wir abergläubische Momente hatten, sprachen wir nicht davon.

Die Donegal Bay war trübe und schenkte uns nichts, aber wir hatten zwei starke Gegenmittel: Wir wussten, was wir wollten, und wir wussten hart zu arbeiten. Unsere Ambitionen richteten sich darauf, unsere Hypotheken abzubezahlen, Erstbesitzer eines Autos zu sein, vor dem Haus die Steine aus dem Boden

zu graben und einen schönen Rasen anzulegen. Einige von uns sprachen nach dem Abendessen leise von einem Wintergarten oder einem Anbau. Wir waren bereit, dafür hart zu arbeiten, und harte Arbeit gab es in unserem Ort genug. Wir konnten auf einem Fischkutter anheuern oder in der Fischfabrik arbeiten oder einen der Lastwagen fahren, die unsere Fänge durchs ganze Land und darüber hinaus transportierten.

Wir arbeiteten auch für unsere Kinder. Wir wollten alle ein Stück Land in unserer Nähe, auf dem sie leben sollten, wenn sie erwachsen waren, wobei ein Bauplatz das Geringste war, was wir ihnen mitgaben. Wir sahen zu, wie sie robuster wurden, freuten uns daran, wie sie anfangen, die industrialisierte Bucht, in der wir sie angelandet hatten, für sich zu entdecken. Wir hatten gern große Familien, aber wir mussten immer damit rechnen, dass ein oder zwei Zartere unter den Kindern waren, solche, die eines Tages voller Entsetzen über den trostlosen Ausblick und die Isolation zu uns aufschauen und rufen würden: «Müssen wir hier leben?» Ihnen erklärten wir dann, dass dies ein einzigartiger, ein besonderer Ort sei, in der Hoffnung, dass sie schließlich doch einlenken würden. Aber tatsächlich war uns ihre Unruhe nicht ganz fremd. Wir waren uns letztlich nicht wirklich sicher, ob wir auf die beste Weise lebten und ob dies der beste Ort dafür war. Vielleicht würde uns selbst das Erreichen unserer Ziele keine wahre Befriedigung verschaffen, und die harte Arbeit würde uns zugrunde richten. Tief in unserem Innern hofften wir, dass unsere Kinder ihren Weg in ein besseres Leben finden würden.

Diese Gemütslage erklärt vielleicht die Aufregung, die gewaltige Aufregung, als das Baby auftauchte. Jedes Neugeborene steht für Möglichkeiten, aber hier war eines ohne Eltern, ohne Geschichte, ein Kind, das ganz und gar Zukunft war. Tiefe

Sehnsüchte wurden geweckt, als es bei uns landete. Irgendwie war es plötzlich da, in den Armen eines Mannes, dessen Miene ausdruckslos war, als wäre er selbst nichts, wäre nur seine Rolle: Träger des Kindes. Es war Mossy Shovlin, wir kannten ihn alle. Üblicherweise saß er auf der Mauer des Hafenterrassens, und er war keiner, an dem man sich gestört hätte. Er war auf dem Küstenweg gekommen, von da, wo er mit seinen Eltern und Geschwistern wohnte, nur hielt er an diesem Tag komischerweise ein Baby im Arm. Ein Freitagmorgen war das, am bedeckten Himmel ballten sich finstere Regenwolken. Es roch stark nach Fisch und feuchten Netzen, am Kai waren scheppernd die Gabelstapler zugange, und von den Dächern unserer Häuser und Läden kreischten Hunderte Seemöwen. Das Baby schrie nicht richtig, doch es wimmerte immer mal wieder und wand sich, in ein altes Handtuch und einen Wollpullover gewickelt. Das Vernünftigste wäre gewesen, das Baby in die Gesundheitsstation zu bringen, aber Mossy lief daran vorbei und an der Polizeiwache ebenso. Frauen traten aus den Läden, streckten die Arme aus und sagten: «Gib uns das Kind.» Mossy drückte das Baby fest an sich, beugte sich vor und kehrte ihnen den Rücken, worauf die Frauen verstummten und ihm dann hinterhergingen. Bald schlossen sich auch andere an: Kinder auf dem Weg zur Schule, die nicht arbeitenden Männer und John Cotter, der die Zeitung kaufen gegangen war. Alle waren von Mossy beeindruckt: von seinem neuen Sinn für das angemessene Verhalten, seiner Würde. Als er den steilen Hang zur Kirche hinaufging, folgten ihm bereits ein Dutzend Leute, die alle glaubten, er bringe das Baby zum Pfarrer. Aber nein, auch an der Kirche ging er vorbei. Mossy blieb erst stehen, als er unsere Filiale der Ulster Bank erreicht hatte. Das Gebäude besaß für ihn offenbar eine besondere Autorität, mit seinen

hohen Fenstern, dem umlaufenden Geländer und der großen Steintreppe. Mossy stieg die Treppe hinauf, dann wandte er sich den Leuten zu. «Die Flut hat das Kind gebracht», sagte er. «Der Kleine lag in einem Fass.»

Einige versuchten, mehr von ihm zu erfahren. «Zu wem gehört er?», fragte Justine O'Donnell.

8 «Er ist ein Geschenk aus dem Meer», sagte Mossy.

Die in unserer Stadt vorherrschende Religion verlangte, dass wir an Wunder glaubten, aber das taten wir nicht.

«Geht zum Steinstrand, wenn ihr denkt, dass ich lüge», sagte Mossy.

Der Steinstrand lag außerhalb der Stadt, in der Nähe von St. Catherine's Well und dem Schiffsfriedhof. Eine kleine Einbuchtung in der Küste, nicht länger als ein Lastwagen mit Anhänger, die runden grauen Steine von Tang und Abfällen übersät: ausgefranzte Tauenden, Styroporstücke und orange-farbene runde Auftriebskörper, die von Netzen abgerissen waren. Die Strömungen in der Donegal Bay folgten ihren eigenen Gesetzmäßigkeiten, hier spülte die Flut allen möglichen Plunder an, während sie in der nächsten kleinen Bucht das Gegenteil tat und zweimal am Tag die Steine sauber wusch. Am Steinstrand wurde dauernd Treibgut angeschwemmt, deshalb hatte Mossy, als er dort vorbeiging, dem halben Fass, das sich zwanzig Meter entfernt in der leichten Dünung hob und senkte, zunächst keine Beachtung geschenkt. Das Fass war blau und aus hartem Plastik, eins von der Sorte, die wir benutzen, um Salzfish zu exportieren. Es war der Länge nach durchgesägt, und wegen seines Schwimmverhaltens war Mossy dann doch stehen geblieben. «Das hat völlig stabil im Wasser gelegen», sagte er. «Sonst wäre ich daran vorbeigegangen.» Er schüttelte

den Kopf, als ihm das klar wurde. «Ich hätte so leicht einfach vorbeigehen können.»

Mossy war vom Fußweg zur Flutlinie gelaufen. Sowohl am Tiefgang als auch an der stabilen Lage erkannte er, dass das halbierte Fass mit Ballast beschwert war. Das Wasser plätscherte vor seinen Füßen, während er zusah, wie das Fass herantrieb, was letztlich eine halbe Stunde dauerte, aber Mossy hatte keine großen Pläne für den Tag, außer eine Runde auf der Mauer des Hafenparkplatzes zu sitzen. Nach einer Weile bemerkte er, dass sich in dem Fass etwas bewegte, und sah ein silbriges Aufblitzen, und das war der Moment, wo er Schuhe und Strümpfe auszog und ins Wasser watete. Das Fass war mit Alufolie ausgelegt, was wohl zur Isolation dienen sollte, und der Ballast erwies sich als eine kleine Betonplatte mit einer zusammengefalteten Decke darauf. Auf dieser lag das Baby, warm eingepackt und rosig, die großen Augen zum grauen Himmel gerichtet. Die meisten von uns hätten erschrocken gegafft, aber Mossy war ein Mensch, der jegliche Gegebenheit unmittelbar zu akzeptieren vermochte, eine unterschätzte Gabe. Er hob das Baby aus dem Fass heraus.

«Das Fass liegt noch da, wenn ihr mir nicht glaubt», sagte Mossy auf der Treppe der Bank. «Schaut's euch an.»

Später erklärte der Arzt, das Baby sei so weit gesund, wenn man die Umstände bedenke, und erst ein paar Tage alt. Die Gemeindegemeinschaft bot an, es zu sich zu nehmen, bis über den nächsten Schritt entschieden wurde. Es gefiel ihr, den Kleinen in ihrer Obhut zu haben: Die ganze Stadt redete über ihn, und der *Donegal Democrat* würde ihm wahrscheinlich eine ganze Seite widmen. Die Vorstellung, das Baby sei von der Flut gebracht worden, war Irrsinn, aber es war die einzig vorhandene Erklärung, und wir waren gebannt. Schüchtern

näherten sich einige von uns der Einfahrt vorm Haus der Gemeindegemeinschaft, beobachteten die Fenster und kamen sich lächerlich vor. Wir waren froh, als noch andere erschienen, um sich ebenfalls lächerlich vorzukommen. Es war Abend geworden, als die Schwester begann, Leute einzulassen, immer vier auf einmal, und bald erinnerte ihr Haus an eines, in dem Totenwache gehalten wird, auf den Randstreifen ringsum parkten Autos, und Scharen von uns kamen und gingen und unterhielten sich leise. Wir brachten Geschenke mit: Kuschteltiere, Rasseln und Wollmützchen, die wir nachmittags hektisch gestrickt hatten. In Vierergruppen wurden wir hereingeführt und standen dann vor dem Sofa, wo eine der jugendlichen Töchter der Gemeindegemeinschaft mit dem Baby lag, das in seinem neuen weißen Strampler zufrieden schlummerte. «Er trinkt prima aus der Flasche, gar kein Problem», sagte die Gemeindegemeinschaft. «Ein echtes Herzchen.»

Das Baby hatte verblüffend schwarzes Haar, aber in unserer Stadt redete niemand von Elfen, wer auf so etwas aus war, ging nach Galway. Das Baby war einfach ein weiteres Menschenkind, doch Geheimnisvolles ging uns immer nahe, und wir wollten unseren Respekt zum Ausdruck bringen. Die Gemeindegemeinschaft und ihre Töchter wachten die ganze Nacht über das Baby. Die Frau im Nachbarhaus stellte eine Kerze in ihr Fenster, und bald tat es die halbe Stadt, in jeder Straße zitterten Lichtpünktchen auf den Fensterbrettern. Am Sonntag kamen Leute in die Kirche, die sich seit Jahren dort nicht mehr hatten blicken lassen, und die Gottesdienste waren voll. Die Fischer, die nicht arbeitenden Männer und die übrigen Männer der Stadt, die normalerweise hinten standen, kamen nach vorn und knieten mit den Alten, den Frauen und den Frommen in den Kirchenbänken. Wurde ein Baby auf dem Parkplatz

eines Krankenhauses oder an einem anderen erwartbaren Ort ausgesetzt, dann schimpfte der Pfarrer jedes Mal, ließ sich über Teenagerschwangerschaften aus und gab dem Fernsehen und den Rolling Stones die Schuld. Doch an diesem Sonntag stellte er besinnliche Betrachtungen an. Er sprach von Moses in seinem Binsenkorb. Hughie Devlin wandte sich zu seiner Frau, und man hörte ihn flüstern: «Ich hab dir doch gesagt, dass mich diese Geschichte an irgendwas erinnert.»

11

Die Gemeindegemeinschaft hatte ihre Arbeit, und die Töchter mussten zur Schule, deshalb fing sie an, das Baby über Nacht an andere Familien im Ort auszuleihen. Ein Fischer namens Ambrose Bonnar hörte davon und fuhr schnurstracks zu ihr. In ihrer Tür stehend sagte er: «Unser Junge ist aus dem Alter für eine Wiege raus, aber wir haben sie noch und das ganze Zubehör auch.» Ambrose war bereit, das Kind sofort mitzunehmen. Er zeigte mit dem Daumen auf den Rücksitz seines Autos, wo er den Kindersitz seines Sohns wieder montiert hatte. «Das ist ein guter», sagte er. «Aus Leder.»

Die Schwester war überrascht, dass ein Mann um das Kind bat. Wir befanden uns schließlich im Jahr 1973. «Ist Christine einverstanden?», fragte sie.

«Meine Frau kann gut mit Babys», sagte Ambrose.

Die Gemeindegemeinschaft zögerte. «Und Sie selbst?», wollte sie wissen.

Ambrose richtete sich auf. «Ich erst recht.»

Falsche Unbescheidenheit – viele von uns pflegten diesen Darstellungsstil, und Ambrose ganz besonders.

«Aber nur für heute Nacht», sagte die Gemeindegemeinschaft. «Morgen wollen ihn die McGinleys. Also, die McGinleys aus der Church Lane. Die Crockna-Road-McGinleys haben bisher nicht gefragt, aber das werden sie bestimmt noch tun.»

Als Ambrose nach Hause kam, war Christine in der Küche, mit dem zweijährigen Declan und ihrer Schwester Phyllis. Phyllis wohnte drei Minuten entfernt in derselben Straße und schaute jeden Tag bei ihrer Schwester vorbei. Sie saß auf ihrem üblichen Platz, dem Barhocker neben der Hintertür, einen Aschenbecher auf dem Knie. Christine saß in dem Sessel neben der Waschmaschine, ihrem Platz für Tee und Zigaretten. Der Sessel gab ihr etwas Großmutterhaftes, dabei war sie erst Anfang dreißig. Die Schwestern rauchten Silk Red Cut, wovon ihre Finger gelblich verfärbt waren, Ambrose war ein Benson-&-Hedges-Mann. Declan saß in seinem Laufstall, er lachte, als er hörte, wie Ambrose hereinkam und rief: «Hier will euch jemand kennenlernen!»

Declans Stimmung veränderte sich, als er den Besucher in den Armen seines Vaters sah. Er ließ das Plastikstück, an dem er gekaut hatte, fallen, zog sich an den Gitterstäben auf die Füße und starrte. «Warum?», fragte er. «Warum» war ein paar Monate zuvor sein erstes Wort gewesen, als hätte er gewusst, dass er es brauchen würde.

Phyllis drückte es anders aus: «Was ist denn das für ein Irrsinn?»

Christine sah ihren Mann nur an und wartete auf eine Erklärung. Ambrose lieferte jedoch keine, er setzte sich einfach vergnügt an den Tisch und nahm das Baby mit dem Gesicht nach vorn aufs Knie, und die aufrechte Position veranlasste es, die Augen aufzumachen. Sie reflektierten das Licht nicht, wie zwei Rosinen. Das Baby schaute zu dem Kleinkind im Laufstall, dann zu Phyllis Lyons, und schließlich zu Christine Bonnar, geborene Lyons. Seine Miene blieb neutral.

«Wann bringst du ihn wieder zurück?», fragte Phyllis.

Declan grunzte. «Warum?», sagte er wieder. Niemand be-

merkte seine exzellente Artikulation, alle waren auf das Baby fixiert.

«Ein Prachtexemplar von einem Kind, oder?», sagte Ambrose zu allen. «Schaut euch mal diese Haare an!»

«Spanischer Vater, würde ich sagen», kommentierte Phyllis. «Letztes Jahr hat ein Boot mit denen hier angelegt.»

«Sch», machte Ambrose.

«Ich denke eher an die Mutter», sagte Christine. «Wahrscheinlich ist sie jetzt irgendwo allein. Elend, verängstigt.»

«Aber das Kind ist doch angeschwemmt worden?», sagte Ambrose leichthin.

«So dumm bist nicht mal du», sagte Phyllis.

Mittlerweile hatten einige von uns angefangen, sich aus dem Bann des Kindes und seines geheimnisvollen Erscheinens zu lösen, unser gesunder Menschenverstand meldete sich zurück. Sicher gab es eine banalere Erklärung als das Übernatürliche oder die Meeresströmungen. Nicht alle fühlten sich imstande, ihre nüchternen Überlegungen öffentlich zu äußern, denn einige von uns waren immer noch verzaubert, Phyllis jedoch war diesem Problem aus dem Weg gegangen, indem sie von Anfang an unverhohlen zynisch gewesen war. «Und wer wechselt seine dreckigen Windeln?», fragte sie.

«Ich kann mit Windeln umgehen», sagte Ambrose. «Wenn es sein muss.»

«Dass du mir bloß die Finger von dem Kind lässt», befahl Phyllis ihrer Schwester. Phyllis war vier Jahre älter als Christine und kommandierte sie immer herum. Als Christine einen Mann gefunden hatte, passte sich Phyllis der Situation an und lernte, auch ihn herumzukommandieren. Ihre Position auf dem Hocker half ihr, die Lage zu dominieren, nicht weil er hoch, sondern weil er unbequem war und neben der Hintertür

stand. Sich dort zu positionieren hieß, ihre Gastgeber aus dem Konzept zu bringen, weil sie ständig im Begriff schien zu gehen. Warum mit jemandem diskutieren, der eh gleich das Haus verlässt? Dadurch, dass sie stets so wirkte, als ginge sie gleich, konnte Phyllis oft ihren Willen durchsetzen, und eine Stunde später war sie dann immer noch da. Jetzt würde sie sich den ganzen Nachmittag hier aufhalten, wegen des Babys.

Christine zog an ihrer Zigarette. «Wie heißt er?», fragte sie.

«Der hat keinen Namen», sagte Phyllis. «Er braucht keinen.»

«Jedes Kind braucht einen Namen!», sagte Ambrose. «Wir sollten ihm einen geben.»

«Mit welchem Recht?», fragte Phyllis.

Declan grunzte erneut zustimmend und zog damit die Aufmerksamkeit seines Vaters auf sich. «Was meinst du, was ein guter Name wäre?», fragte Ambrose sein Kind in dem scherzenden Ton, den er immer verwendete, wenn er etwas ansprach, das ihm wichtig war.

Irgendwie spürte Declan, dass er benutzt wurde, er schlug gegen die Gitterstäbe des Laufstalls und sagte: «Warum?»

«Was hast du gesagt? Martin?», fragte Ambrose. Er drehte das Baby mit dem Gesicht zu sich, stand auf und hielt es mit ausgestreckten Armen vor sich hoch, um es noch einmal ausgiebig zu mustern. «Nein, ich glaube, ein Martin ist er nicht. Er hat etwas Weiches.»

«Warum?», sagte Declan, jetzt mit Tränen in die Augen.

«Brendan? Hast du Brendan gesagt?», fragte Ambrose, und während er das Baby betrachtete, breitete sich Entzücken auf seinem Gesicht aus, und seine Falten glätteten sich, bis er fünf Jahre jünger aussah. Den Namen Brendan hatte Ambrose schon immer schön gefunden. «Brendan, der Junge aus dem Meer.»

Christine lächelte, sie sah es gern, wenn Ambrose vergnügt war, und seine Originalität hatte sie von Anfang an zu schätzen gewusst. Aber Phyllis musterte ihn kalt, welcher Mann kommt denn mit einem herrenlosen Baby nach Hause? Er führte garantiert etwas im Schilde. Auch Declan beobachtete das Ganze von seinem Laufstall aus genau. Da er noch kaum sprechen konnte, waren seine Instinkte unverstellt und scharf, und er erkannte, was hier gerade geschah, sah weiter voraus als Phyllis. Dieses Baby würde nicht mehr verschwinden, dieses Baby würde bleiben. Die Welt, die er kannte, hatte geendet.

15

Jetzt ist es an der Zeit für einen kleinen Rückblick. Man wird wissen wollen, wie es kam, dass Ambrose in unserer Stadt lebte, und wie er einer von uns wurde. Ambrose war auf Aran Island geboren und aufgewachsen. Dem Aran Island in Donegal, nicht zu verwechseln mit dem in Schottland oder dem in Galway. Die Insel liegt nur fünfzig Seemeilen um die Küste herum von unserer Stadt entfernt, aber das reichte, um Ambrose zu einem Fremden zu machen. Ein Fischer durch und durch, hatte er früh seinen Weg gefunden, ein stiller Junge, der sich verwandelte, als er anfang, in den schmalen Felsbuchten der Insel mit dem Wadennetz Makrelen zu fischen. Das Makrelenfischen war eine Gemeinschaftsarbeit, und der junge Ambrose stellte fest, dass er eine Begabung dafür hatte, die anderen Kinder und später auch die Erwachsenen zu organisieren. Schon als Elf- oder Zwölfjähriger genoss er genug Respekt, um allen Befehle zubrüllen zu dürfen. Er wies einige Leute an, Steine ins Wasser zu werfen, um die Fische aufzuscheuchen, und beorderte drei oder vier Familien direkt ans Netz. Wenn das Netz voll war, wurde es auf den Strand gezerrt, und alle stürzten sich darauf, packten die zappelnden

Fische, verpassten ihnen einen kräftigen Hieb auf den Kopf und warfen sie in eine Kiste. Ambrose war mit Feuereifer bei der Sache, er liebte die archaische Befriedigung, die es bereitete, einen Fang anzulanden, und das damit verbundene Selbstwertgefühl. Auf der ganzen Insel grüßten ihn Männer und Frauen auf der Straße und sagten: «Ich hab gehört, du hast gute Arbeit geleistet heute» oder «Warst wieder erfolgreich, wie ich höre.» Alle sagten, er sei der geborene Fischer.

Als Jugendlicher tat sich Ambrose mit einem seiner Brüder und zwei Cousins zusammen, und zu viert fischten sie von einem Sieben-Meter-Boot aus mit Netzen. Sie schufteten wie die Teufel und fürchteten sich weder vor Hagel noch vor pechschwarzer Nacht. Sie waren die erfolgreichste Besatzung der Insel und auch auf dem Festland bekannt, wo sie ihren Fang verkauften. Andere Fischer begannen damals, ihre Boote mit Außenbordmotoren oder umfunktionierten Kleinlastermotoren auszurüsten, aber Ambrose und seine Besatzung blieben auf sein Geheiß bei ihren Rudern. Eine jungenhafte Vorstellung von Männlichkeit hatte ihn im Griff, und er sah keine Notwendigkeit für eine Maschine zwischen sich und dem Meer, er war selbst ein Naturelement.

Ambroses Brüder und Schwestern wanderten in stetem Strom aus, und es war absehbar, dass auch er gehen würde. Er hatte ein schlichtes Ziel, nämlich auf größeren Booten zu arbeiten, auf richtigen Fischkuttern, und so teilte er eines Tages die letzten Einnahmen mit seiner Besatzung und ließ sie ohne ihn nach Aran Island zurückfahren. Ambrose reiste zu einem Fischerdorf am anderen Ende Irlands, nach Dunmore East im County Waterford, wo er auf verschiedenen Booten arbeitete und an Land zu einer festen Größe in den Pubs wurde. Drei Jahre fischte und zechte Ambrose dort, dann begann

sich wieder Unzufriedenheit in ihm zu regen. Was er jetzt zu seinem Glück brauchte, war, selbst Schiffsführer zu sein, mit einer eigenen Besatzung, und er konnte sich nicht vorstellen, dass er das in dieser Gegend erreichen würde. Die Fischer von Waterford nervten ihn, sie waren lahm und zu sehr der Kirche zugetan. Auf einem Kutter, auf dem er als Decksmann arbeitete, hörten sie eines Tages ganze drei Stunden nach dem Auslaufen, dass in Amerika Präsident Kennedy erschossen worden war. Mit großem Ernst erklärte der Kapitän, dass sie «als Zeichen des Respekts» in den Hafen zurückkehren würden. Als Zeichen des Respekts! Wo das Meer von Fischen schier überquoll! So etwas Beklopptes hatte Ambrose noch nie gehört. Es kam zum Streit.

17

Richtig zufrieden war Ambrose eigentlich nur, wenn er mit Tommy O’Gara zusammenarbeitete. Tommy war ein junger Mann, der wie er aus Donegal kam und sich ein bisschen im Land umsehen wollte, bevor er sich irgendwo niederließ. Er kam aus unserer Stadt, und wir kannten seine Eltern gut, die O’Garas aus Three Mile Cross, nette Leute. Nicht zu verwechseln mit den O’Garas, die das Postamt betrieben, wobei das auch nette Leute waren. Die meisten Männer auf den Fischkuttern spielten in den Arbeitspausen Karten, doch Ambrose und Tommy hatten Geschmack am Schachspielen gefunden und legten zusammen, um sich aus einem Katalog ein Schachspiel mit Magnetfiguren zu bestellen. Während die Männer aus Waterford die Karten hinknallten und ihre Begeisterung oder ihren Protest laut hinausschrien, spielten Tommy und Ambrose still und friedlich Schach und äußerten nur gelegentlich mal einen Kommentar, ein Kompliment oder leisen Spott. Wenn Ambrose einen einigermaßen guten Zug gemacht hatte, sagte er jedes Mal: «So – jetzt bist du geliefert.» Die

Fischerei, da waren sie sich einig, würde ihr Lebensinhalt sein, und um weitere Erfahrung zu sammeln, reisten sie nach Cork weiter. In den folgenden paar Jahren fischten sie oft zusammen von Castletownbere aus.

18 Es gab noch andere Erfahrungen zu machen, und Ambrose hatte auf seinen Reisen so manche Liebschaft. Die irischen Verkäuferinnen und Bedienungen fanden ihn zumindest originell, und sie ließen sich gern auf eine Knutscherei ein, mit der Zeit auch auf ein bisschen mehr. Er und die Mädchen waren jung, und Verhütung gab es damals noch nicht, daher war alles einfacher – so einfach, dass sich einige von uns ein, zwei Jahre lang nicht sicher waren, ob sie technisch betrachtet noch Jungfrau waren. Sex war eine Art unausgereiftes Gegrapsche. Unsere Aufklärung bestand gemeinhin darin, den Kühen oder Ziegen zuzuschauen, es war also gut, dass es genügend Vieh im Land gab. Wenn eine Frau beim Sex redete, dann nur, um mit einem hauchigen Flüstern oder einem Zischen eine Warnung auszustoßen. «Wir wollen doch keinen Unfall.» «Nicht weiter.» «Na, dann mach, aber da zur Seite.»

Bald begannen Ambrose und Tommy, sich auch an den Fischern in Cork zu stören. Die beiden Männer aus Don-egal konnten eine Stunde lang in zufriedenerem Schweigen nebeneinanderstehen und ein Netz reparieren, aber die aus Cork mussten unentwegt schwatzen. «Und trotzdem», sagte Tommy, «vermitteln sie einem das Gefühl, sie hätten einem nicht alles gesagt.»

Allerdings waren sie weniger schlimm als die Männer aus Connemara, wie Ambrose im darauffolgenden Jahr feststellte, als er von Galway City aus fischte. Denn die wurden von ihrem Aberglauben gelähmt. Da erschien ein großer starker Fischer am Kai, um auf Fang zu fahren, und war bang wie ein Kind,

weil er auf der Straße einer rothaarigen Frau begegnet war oder versehentlich eine ungerade Zahl Socken eingepackt hatte oder weil eine Amsel ihn dreimal angezwitschert hatte oder irgend so ein Unsinn.

Nach Galway arbeitete Ambrose ein paar Saisons von Dublin aus und fing Schwertmuscheln. Die Dubliner mochte er auch nicht, sie dachten, Donegal gehöre zu Nordirland, und gaben sich keine Mühe, seinen Dialekt zu verstehen. Inzwischen hatte Ambrose sein Kapitänspatent, aber er sehnte sich nach mehr: Er wollte ein eigenes Boot. Er erzählte niemandem davon, bis er eines Nachmittags Tommy auf dem Kai entdeckte. Er hatte ihn seit einem Jahr nicht mehr gesehen und rannte fast zu ihm hinüber. Natürlich nicht wirklich, aber fast. Sie lehnten sich an eine Mauer, rauchten und unterhielten sich ewig. Ambrose beschwerte sich über seine neue Besatzung, aber Tommy war mit den Jahren toleranter geworden. «Du kannst nicht davon ausgehen, dass auf einem Deck automatisch die besten Männer des Orts versammelt sind», sagte Tommy.

Ambrose war irritiert. Er hatte immer gedacht, die Fischerei ziehe die besten Männer an.

«Ich weiß, was dein Problem ist», sagte Tommy. «Du willst der Heimat wieder näher sein, auf vertrauenswürdigerem Grund. Und ehrlich gesagt, geht es mir genauso. Dann machen wir das doch, fahren wir zurück nach Donegal.»

Und das taten sie, allerdings fuhren sie nicht nach Aran Island, sondern in Tommys Stadt, unsere Stadt, nach Killybegs. Ambrose fand sich schnell ein, ihm gefiel unser Tempo, denn es war ihm vertraut, und selbst der Schnitt unserer Gesichter erinnerte ihn an zu Hause. Hier konnte er den nächsten Schritt tun. Er war erst eine Woche in der Stadt, da ging er schon zur Werft. Unsere Bootswerft bot das volle Programm: An einem

Ende wanderten Stahlbleche und Baumstämme hinein, und ein paar Monate später kam am anderen Ende ein fertiges Boot heraus, durch das große Flügeltor direkt in die Bucht. Ambrose hatte keinen Termin, er trat einfach zu dem ersten Mann, den er sah, und fragte: «Kann ich mich für ein Boot vormerken lassen?» Das war ungewöhnlich, schadete aber nicht. Das Sea Fisheries Board bewilligte ihm wenig später einen Teilzahlungsvertrag für ein Siebzehn-Meter-Boot, das 30 000 Pfund kosten würde. Das waren große Zahlen für einen jungen Mann. Üblich waren zu dieser Zeit eher Fünfzehn-Meter-Boote, aber Tommy überredete Ambrose dazu, größer zu denken und die Sorte Fischkutter zu bestellen, in den auch er investierte. Zwei Meter klingt nach nicht viel, aber Tiefgang und Breite nahmen entsprechend zu, und man hatte ein robusteres Fahrzeug, das von einem Motor mit mehr als 100 PS angetrieben wurde. «Englische Boote fahren tagelang, um in unsere Gewässer zu kommen», sagte Tommy. «Unsere Flotte dagegen bleibt nach wie vor in Küstennähe. Wir müssen weiter rausfahren, über den Horizont hinaus, da liegt das Geld.»

Ambrose und Tommy sparten für die modernste technische Ausstattung, und solange sie auf die Fertigstellung ihrer eigenen Kutter warteten, arbeiteten sie auf Booten, auf denen sie lernen konnten, diese Geräte zu benutzen. Wir wurden geschäftstüchtiger, investierten in neue Ausstattung, dank der Glück und Instinkt bei der Fischerei weniger wichtig wurden. Einige Bootseigentümer reisten nach Schweden und kehrten mit neuen Netzen und Techniken zurück. Einmal wurde ein echter Schwede zu uns geholt und in Marie Cotters Bed & Breakfast einquartiert, damit er eine Woche lang die Landungsbrücke auf und ab gehen und allen erklären konnte, was sie falsch machten. Ambrose störte sich nicht daran, denn

der Schwede tat das auf eine muntere Art, die ihm gefiel. Durch den Einsatz neuer Fischlupen kamen die Boote jetzt oft mit mehr als 200 Korb Hering zurück. Die schweren Schleppnetze einzuholen wurde auf den kleineren Kuttern zu einem Problem, denn wenn die Netze so voll waren, konnten die Fische am Bootsrumpf zerquetscht werden, und durch die ungleich verteilte Last geriet das Boot leicht ins Schlingern. Bei stürmischer See konnte es heikel werden. Einmal stampfte ein Fünfzehn-Meter-Boot, auf dem Ambrose unterwegs war, so heftig, dass er regelrecht in die Luft gehoben wurde und in hohem Bogen über Bord zu gehen drohte. Als Fischer sah man zweimal die Woche dem Tod ins Auge, aber Ambrose sagte immer, so knapp sei es nie wieder gewesen. Im nächsten Moment spürte er, wie Tommy ihn am Kragen packte, und dann durchfuhr ein Stoß seine Beine, als er wieder aufs Deck gepflanzt wurde. «Kein guter Tag zum Schwimmen», sagte Tommy.

21

Ein Unterschied zwischen Ambrose und uns war der, dass er ans Schicksal glaubte, wir hingegen nicht zum Aberglauben neigten. Ihm schien, dass an diesem Tag alles zusammengewirkt hatte, um zu verhindern, dass er über Bord ging, und er fühlte sich zutiefst vom Glück begünstigt. Später am Abend, wieder an Land, war er zwar erschöpft, aber immer noch elektrisiert. Tommy und der Rest der Besatzung waren nach Hause gegangen, um sich schlafen zu legen, doch Ambrose schmierte sich eine Portion Brylcreem in die Haare und machte sich auf zum Tanzsaal. Der nächste Teil seines Lebens sollte beginnen.

Christine Lyons hatte an diesem Abend mühsam versucht, ihr Haar allein aufzustecken, hatte gestöhnt und sich mit Haarnadeln in den Hals gepiekt, während sie auf der Bettkante

vor der geöffneten Schranktür saß, an deren Innenseite sich ein ovaler Spiegel befand. Sie konnte sich das Haar nicht ohne Hilfe richten, aber Phyllis kam einfach nicht aus ihrem Zimmer herüber. «Ach – bitte, ja?», sagte Christine.

Die Wand zwischen den beiden Zimmern war dünn, und sie hatten schon als Kinder durch sie hindurch miteinander geredet und sich auf diese Weise Gesellschaft geleistet, wenn ihr Vater eine von ihnen, meist Christine, in ihr Zimmer geschickt hatte. Sie hatten diese Gewohnheit beibehalten und plauderten abends und morgens leise durch die Wand. «Kannst du das nicht mal eine Weile lassen?», sagte Phyllis jetzt, zugleich bittend und tadelnd. «Es ist doch erst zwei Tage her.»

«Nein, ich muss raus», sagte Christine. «Also, kommst du und hilfst mir?»

Christine hörte, wie Phyllis ihr Zimmer verließ, doch zu ihr herein kam sie nicht. Vielleicht, dachte Christine, war ihre Schwester zum Vater gegangen, um ihm Bericht zu erstatten. Eunan Lyons war Mitte sechzig und ein strenger Mann. Er war Hummerfischer und arbeitete hart, zu Hause aber erwartete er, dass alles für ihn getan wurde, und so war es auch – er hatte noch nie ein Hemd zusammengelegt, eine Tasse gespült oder irgendeine Art von Mahlzeit zubereitet. Christine begann wieder mit ihren Haaren zu kämpfen – mit aufgestecktem Haar würde sie sich besser für eine Auseinandersetzung mit ihm gewappnet fühlen, niemand kam gegen sie an, wenn ihr Haar aufgesteckt war. Aber Phyllis war nicht zum Vater gegangen, sie war einen Moment lang im Flur stehen geblieben, um ihrer Schwester Angst einzujagen, und jetzt trat sie ein, schien allerdings verärgert. Etwas lieblos nahm sie das Haar ihrer Schwester in beide Hände und hob es an, wand ein Haarband um das Ende und wickelte es auf. «In der Stadt werden sie sich

freuen, dich zu sehen», sagte sie. «Da haben sie was, worüber sie tratschen können.»

Die Lyons wohnten gut anderthalb Kilometer außerhalb der Stadt und sagten öfter solche Dinge, als würde ihnen der knapp halbstündige Fußweg zum Hafentparkplatz eine erhabene Perspektive verschaffen. Es lag nicht nur an den anderthalb Kilometern, ihr Vater hatte ihnen auch die Vorstellung eingepfiff, dass sie anders seien. Viele von uns lebten in wechselseitiger Abhängigkeit mit Nachbarn, Verwandten und der angeheirateten Familie, aber das war nicht Eunan Lyons' Stil, er war davon überzeugt, dass nur die nächsten Angehörigen zählten. Er verkaufte seine Hummer in der Stadt, heiratete eine Frau aus der Stadt, seine Töchter besuchten eine Schule in der Stadt, aber er war fest entschlossen, nicht zur Stadt zu gehören. Diese Widerständigkeit und Selbstgenügsamkeit lagen ihm im Blut, dank einer generationenlangen Familiengeschichte der Schinderei, Schwermut und mangelnden Gelegenheiten. Sein Großvater hatte behauptet, er erinnere sich noch an die große Hungersnot, und manchmal glaubte Eunan, sich selbst daran zu erinnern.

Als ihr Haar aufgetürmt war, sprühte Christine Haarspray in die Luft, das sich auf ihre Frisur niedersenkte und sie in eine Art Helm verwandelte. «Wie sehe ich aus?», fragte sie.

«Eher nach Tante Brigit als nach Brigitte Bardot», sagte Phyllis.

Die Lyons lebten an einer alten Moorstraße, die kurz hinter einem scharfen Knick, den wir die fiese Kurve nannten, von der westlichen Hauptstraße abzweigte. Als Kind war Christine auf dieser Straße Tag für Tag zur Schule gelaufen, sodass sie bald jedes Schlagloch kannte, und danach zahllose weitere Male zu ihrer jeweiligen Arbeitsstelle, in der Fischfabrik oder

im Ship Inn oder neuerdings in Conways Schuhgeschäft. Bei Conway gefiel es ihr am besten, die wohltuende Ordnung des Warenlagers, die angenehme Steifheit neuen, behandelten Leders. Außerdem traf man im Schuhgeschäft eine bessere Kategorie Mann. Wenn sie auf dem Boden kniete, um bei der Anprobe eines Schuhs zu helfen, stellte Christine gern den bestrumpften Fuß des betreffenden Mannes auf ihr Bein, kurz überm Knie, ganz beiläufig, als wäre es einfach nur praktischer so. Das machte sie ein paarmal, bis sie sich schließlich damit abfand, dass die Männer aus unserer Stadt einfach nichts begriffen.

In der Foresters' Hall roch es nach Haarspray, Tee und den Fischschuppen unter unseren Fingernägeln. Die Showband war mitten im ersten Set. Der Saal war nur halb voll, trotzdem waren vier Rausschmeißer im Dienst, denn wenn Bootsbesatzungen hier aufkreuzten, kam es oft zu Schlägereien. Manche Töchter durften deshalb nicht tanzen gehen, aber Eunan stellte solche Regeln nicht mehr auf – Phyllis hatte seine ablehnende Haltung längst verinnerlicht, Christine wiederum verdiente ihr eigenes Geld und ließ sich nichts verbieten. Trotzdem waren wir erstaunt, Christine an diesem Abend zu sehen. Kaum durch die Tür, legte sie ihren langen dunklen Mantel ab, und plötzlich war da der türkisfarbene Glanz ihres Kleides, unübersehbar, fast schockierend. Christine ging auf die Frauenseite, begrüßte die Anwesenden mit einem entschlossenen Lächeln. Am Tee-spender kaufte sie sich einen Tee, dann stellte sie sich allein hin und sah der Band zu. Sie war ganz ruhig. Gegenüber unterhielten sich die Männer in kleinen Grüppchen, die Köpfe zusammengesteckt, alle in mehr oder weniger dem gleichen Anzug. Sie sahen aus wie Bankräuber, wenn sie verstohlen zu den Frauen hinüberschauten. Bei diesen Veranstaltungen gab

es keinen Alkohol, aber einige der Männer kippten ein paar Bier, bevor sie kamen. An diesem Abend ignorierte Christine die Männer vollkommen, nicht einen Blick warf sie hinüber. Sie hatte den einen Arm abgewinkelt, die Teetasse samt Unterteller in ihren langen Fingern, wie ein Starlet vielleicht eine Zigarette halten würde. Livemusik zog immer auch ein paar Ältere und das eine oder andere Ehepaar an, und die mischten sich auf beiden Seiten unter die Anwesenden. Vielleicht war das der Grund, warum Ambrose beim Eintreten die Lage falsch deutete und geradewegs zur Frauenseite marschierte. Außerdem lockte Christines schimmerndes Kleid ihn an. Ambrose trug seinen dicken Wollpullover, aber man hätte ihm nicht sagen können, dass er darin lächerlich aussah, denn solche Dinge waren ihm vollkommen gleichgültig. Später erinnerten sie sich beide, dass die Showband gerade «Strangers in the Night» spielte, als er Christine ansprach, dabei war es tatsächlich «Crystal Chandeliers» gewesen. Ambrose forderte sie nicht zum Tanz auf, denn Tanzen war nicht sein Ding.

«Hallo», sagte er. Mit einem so breiten Grinsen, dass man ihn für einfältig hätte halten können. «Schöner Abend heute.»

«Und wer sind Sie?», fragte Christine. Sie wusste sehr wohl, wer er war, ließ es sich aber nicht anmerken.

«Ambrose Bonnar», sagte er. «Sehr angenehm.»

Sie gaben sich die Hand.

«Ich habe ein eigenes Boot», sagte Ambrose. Von ein paar modernen Ausschmückungen abgesehen, entsprach seine Art, um eine Frau zu werben, im Wesentlichen der, die in der Steinzeit üblich gewesen sein muss.

Christine unterdrückte ein Lächeln. «Schön für Sie», sagte sie.

«Jedenfalls habe ich eins, wenn es mal gebaut ist», sagte

er. «Es gibt eine Warteliste, aber in einem Jahr oder so habe ich es.»

26

Dadurch, dass er Christine so offensichtlich beeindrucken wollte, hatte Ambrose ihr die Rolle der nur schwer Beeindruckbaren zugewiesen und ihr damit das Heft in die Hand gegeben. Sie beschloss, es sich nicht mehr nehmen zu lassen. Ambrose schaute umher und schien nicht zu wissen, was er mit seinen Armen anfangen sollte, aber er war vergnügt und immer noch etwas aufgedreht, weil er so ein Glück gehabt hatte. Er fragte: «Wollen Sie ein Kitkat?»

«Nein, aber danke», sagte Christine. Ihr Gesichtsausdruck war neutral, doch sie wandte den Blick nicht von ihm ab. Ambroses Haut war von einer kräftigen Röte, als hätte er keine Sekunde seines Lebens unter einem Dach verbracht, aber davon abgesehen, sah er nicht schlecht aus. Christine wusste, dass viele Frauen jetzt gern an ihrer Stelle wären, denn nach übereinstimmender Meinung war Ambrose eine gute Partie. Es hatte eine Weile gedauert, das zu erkennen, weil er so eine raubeinige Art hatte und weil er in den Wohnwagen hinter Big Jimmys Cottage gezogen war, den normalerweise Säufer oder Gammler mieteten. Ja, er müsste etwas gezähmt werden, aber er arbeitete hart, kam mit allen zurecht und würde bald der jüngste Bootseigentümer der Stadt sein. Zudem besaß Ambrose die vielseitigen Fähigkeiten eines Inselbewohners: Er konnte nicht nur fischen, sondern auch einen Motor zerlegen, mauern, einen sauberen Streifen Torf stechen, einen Lastwagen fahren und ein Huhn entbeinen. Einige seiner Fertigkeiten würden bald vielleicht nicht mehr so gefragt sein, aber die große Bandbreite zeugte von Selbstvertrauen und einem wachen Verstand. Auch dass er ein Außenseiter war, machte nichts, es barg Verheißung. Frisch und unbelastet hier aufgetaucht,

wirkte Ambrose wie ein Mann mit überdurchschnittlichen Aussichten, es zu etwas zu bringen. Eine Frau brauchte schließlich ein bisschen Hoffnung.

«Können Sie sich vorstellen, dass ich heute draußen in der Bay mehr als fünf Pfund verdient habe?», fragte Ambrose.

Christine beschloss, ihn mit der Wahrheit auf die Probe zu stellen. «Können Sie sich vorstellen, dass meine Mammy gerade erst gestorben ist, vor zwei Tagen haben wir sie begraben, und ich trotzdem auf einer Tanzveranstaltung bin?»

27

Ambrose zögerte nur minimal, wenn überhaupt. «Das brauche ich mir nicht vorzustellen, ich sehe es ja», sagte er.

«Dafür wird man mir die Hölle heißmachen», sagte Christine.

Ambrose bedachte das kurz. «Dann sollten wir dafür sorgen, dass es sich wenigstens lohnt.»

In diesem Moment wurde die Doppeltür von ein paar Kerlen in Uniform aufgestoßen. Die Musiker kamen aus dem Konzept und brauchten ein paar Takte, um sich wieder zu fangen. Eine Korvette hatte im Hafen angelegt, um ihre Vorräte aufzustocken, und es sah aus, als würde die halbe Besatzung einen Zug durch die Gemeinde machen. Grinsend überquerten sie in V-Formation die Tanzfläche und inspizierten die Männer, die Frauen, den Tee und die Kekse. Sie waren sehr von sich eingenommen mit ihren weißen Mützen, und ihr anmaßendes Auftreten war für die Männer aus dem Ort ein Affront. Man konnte richtig sehen, wie sich Erregung unter ihnen ausbreitete, von einem zum anderen übersprang wie eine elektrische Ladung.

«Das gibt eine Schlägerei», sagte Christine. Sie drückte Ambrose ihre Teetasse in die Hand. «Holen Sie uns doch noch

einen Tee, und dann suchen wir uns einen Platz mit gutem Blick.»

Nach der Tanzveranstaltung brachte Ambrose Christine nach Hause, nicht bis zur Tür, aber immerhin bis zur fiesen Kurve. Dort blieben sie stehen, und unter dem Sternenhimmel knutschten sie, was das Zeug hielt.

28

Eines Nachmittags einen Monat später traf Ambrose zum ersten Mal Christines Vater. Sie hatte ihn gewarnt, Eunan urteile vorschnell und sei streitlustig, es werde sicher schwierig werden, doch Ambrose kam voller Zuversicht, immerhin war der Vater Hummerfänger, und Ambrose war sich sicher, dass sie jede Menge Gesprächsstoff haben würden. Das Vorderzimmer war bei den Lyons Wohn- und Esszimmer in einem. Diverse Vasen und Figürchen, von Christines Mutter gesammelt, waren über das Zimmer verteilt, viele auf dem Kaminsims, wobei der Kamin selbst seit ihrem Tod nicht mehr benutzt wurde, eine gerahmte Bildstickerei verdeckte ihn jetzt. Eunan saß am Tisch und stand für den Besucher nicht auf. Er war angespannt.

«Schönes Haus», sagte Ambrose, setzte sich ihm gegenüber und klopfte mit der flachen Hand leicht auf die Tischplatte. Er sah sich lächelnd um, dann wandte er sich Eunan zu. «Gearbeitet heute?»

Eunan bäugte Ambrose misstrauisch. «Ja», sagte er. «Muss sich ja schließlich nützlich machen.»

«Da haben Sie verdammt recht!», sagte Ambrose begeistert, das war doch mal genau auf den Punkt gebracht. Er schaute zu Christine hinüber, die auf dem Schemel neben dem Sessel ihres Vaters saß. «Hat er nicht verdammt recht?», sagte er.

Christine nickte ermutigend. Ambrose schlug sich gut.

Eunan verengte die Augen noch etwas. Tatsächlich brauchte

Eunan eine Brille, aber es würde weitere zwei Jahre dauern, bis er das zugab. Für ihn war Ambrose lediglich ein redseliges Schemen am anderen Ende des Tisches.

«Und, waren große Hummer dabei?», fragte Ambrose unbeeirrt.

Eunan hielt sich gern bedeckt, was seine Arbeit betraf. Es gab eine lange Pause, dann sagte: «Groß genug.»

29

Phyllis kam herein und brachte Tee, von dem sie zuerst ihrem Vater einschenkte. Ambrose schaute auf die Tasse hinunter, die auf einem Unterteller stand und unglaublich zart und zierlich war. Es war eine Kleinigkeit, doch die Tasse warf Ambrose aus der Bahn, er fühlte sich plötzlich fehl am Platz. Hilfe suchend schaute er zu Christine hinüber, aber die begriff nicht. Den Blick weiter auf sie gerichtet, hörte Ambrose sich sagen: «Das Größte, was ich je gefangen habe, war ein Mondfisch.»

Er hatte ganz leise gesprochen. «Ein was?», fragte Eunan.

Ambrose wandte sich zu ihm. «Ein Mondfisch», sagte er. «Haben Sie schon mal einen gesehen?»

Eunan gab nichts preis, bewegte nur kaum wahrnehmbar den Kopf, und Ambrose fuhr fort: «Der Bursche war größer als der Hinterreifen von einem Traktor», sagte er. «Er war uns ins Netz gegangen. Dem ist Wasser aus dem Maul gespritzt, und er hat wild herumgezappelt. Wir sind alle hingerannt, um ihn aus dem Netz zu befreien. Riesenhaft war der, gigantisch.» Ambroses Stimme wurde wieder leiser, als ihn die Erinnerung überkam. Er hatte gewusst, dass ständig solche mächtigen Fische unter ihnen herumschwammen, aber er hatte nie zuvor einem ins Auge geblickt, und an jenem Tag empfand er eine tiefe Ehrfurcht, die bleibende Spuren hinterließ. «Gigantisch»,

wiederholte er am Tisch der Lyons noch mehrmals, fast flüsternd.

Eunan unterbrach ihn laut: «Ihr hättet das Tier doch einfach zerteilen können. Klingt, als wären da einige Leute von satt geworden.»

30 Ambrose schwieg kurz. «Nein, das haben wir nicht gemacht», sagte er bedächtig, «wir wollten den nicht an Bord haben, er war so breit wie das ganze Deck.»

Christine fand die Mondfisch-Geschichte großartig. «Das ist echt beeindruckend», sagte sie, den Blick auf Ambrose gerichtet.

Es war letztlich egal, was Ambrose an diesem Nachmittag sagte, Eunan hätte in jedem Fall eine Abneigung gegen ihn entwickelt. Eunan war gegen alles, was keinen eindeutigen Sinn und Zweck hatte und nicht vollkommen berechenbar war, und diesen Anforderungen konnte ein menschliches Wesen im Allgemeinen eher nicht genügen. Er war gegen Überraschungen und hatte sich viele Jahre gegen die Anschaffung eines Telefons gewehrt, denn man wusste ja nie, wer einen womöglich anrufen würde. Er spottete über alles Läppische: Tischsets, Dessert, Ausschlafen, schwache Nerven. «Bleib mir damit fort!», rief er angesichts von Sahnetorte oder Leuten mit Heuschnupfen. Für ihn waren harsche Worte nichts Schlechtes, sie waren das Sandpapier, mit dem man einen Menschen zurechtschliff, damit er hart und widerstandsfähig wurde. «Ich hab mir so manches harsche Wort anhören müssen, und es hat mir nicht geschadet», sagte er oft, und keiner wagte es zu widersprechen.

Eunan konnte es nicht ausstehen, wenn Leute sich produzierten, und missbilligte es, als Ambrose ein Jahr später seinen Fischkutter in Empfang nahm und ihn *Christine Dawn* nannte. «Ambroses Boot sollte genau so heißen: *Ambroses*

*Boot*», sagte er. «Und so werden wir es unter diesem Dach auch nennen.»

Ebenso wenig gefiel es ihm, dass Christine Ambroses Namen annahm, als sie heirateten, sie schien den Namen Lyons regelrecht loswerden zu wollen. Trotzdem schenkte Eunan den beiden einen Bauplatz. Der Hektar Land auf der einen Seite der Moorstraße, an der sein Haus stand, gehörte ihm, und er schenkte ihnen den vorderen Teil, der näher an der Hauptstraße war. «Das tut's für euch», sagte er.

31

Ambrose war nicht gerade begeistert darüber, ganze dreihundert Meter von seinem Schwiegervater entfernt zu bauen, aber ein kostenloser Bauplatz war ein kostenloser Bauplatz, und der alte Mann würde ja nicht mehr ewig leben. Auf dem Grundstück war nichts als windzerzaustes Heidekraut, aber es lag erhöht, mit einem hinreißenden weiten Blick auf die Bucht und den Horizont. Sie nahmen eine Hypothek auf und bauten einen Drei-Zimmer-Bungalow im damals modernen High-Donegal-Stil: übergroße Fenster, Zementputz, der mit einer Schicht Farbe oder Kieselrauputz darüber besser ausgesehen hätte, aber völlig ausreichen würde, bis wieder Geld da war, und an der Wand neben der Eingangstür ein ungleichmäßiges Stück Fassadenverkleidung, das an ein Mosaik erinnerte. Letzteres hatte keinerlei praktischen Nutzen, es diente nur dazu, ein paar Jahre modern und dann jahrzehntelang furchtbar auszusehen. Das Haus stand im offenen Heideland, zwanzig Schritt von der Moorstraße entfernt, ohne Garten oder irgendetwas, das die Grundstücksgrenzen markiert hätte. Die Einfahrt wurde von dem JCB-Bagger geschaffen – als er von der Moorstraße abbog, um die Baugrube auszuheben, ließ Ambrose den Baggerführer ein paarmal vor- und zurückfahren, bis die Erde schön fest zusammengepresst war.

Ambrose verdiente mit der *Christine Dawn* einen bescheidenen, aber stabilen Lebensunterhalt. Es war ein wendiges Boot, das kaum Wasser zog und bei jedem Wetter zu gebrauchen war. Ambrose fuhr gerne aus, doch er gehörte nicht zu den Männern, die froh waren, von ihrer Frau wegzukommen, und nach einer Fangfahrt ging er nur selten in den Pub, sondern lieber nach Hause. Nun, da Christine und er ein Dach über dem Kopf und ihr Auskommen hatten, rechneten wir mit einem Kind, aber ein paar Jahre verstrichen, ohne dass sich etwas tat. Falls es Probleme gab, wurden sie wohl gelöst, denn im dritten oder vierten Ehejahr wurde ein properer Junge angelandet und auf den Namen Declan getauft. Christine und Ambrose waren hin und weg von ihrem Jungen, und jetzt gab es zumindest einen lebendigen Menschen, den Eunan vorbehaltlos akzeptierte. Dank der Mutterschaft kam Christine mit Frauen aus der Stadt in Kontakt, was vorher nie so recht der Fall gewesen war. Fragte man diese Frauen nach ihren Männern auf See, verfielen sie in stoisches Schweigen, aber über ihre Kinder plauderten sie gern. Wir konnten zusehen, wie Christine mehr und mehr zu einer eigenständigen Person wurde. Jetzt fragten wir sie nach Declan, wenn wir ihr begegneten, nicht nach Eunan. Phyllis blieb ihrem Vater hörig, aber in der Moorstraße herrschte durchaus Zufriedenheit: zwei Schwestern in zwei Häusern, ein Kind, ein Vater, eine Mutter und ein Großvater. Das war die Lage, als das neue Baby auftauchte, der Junge aus dem Meer.